

Thilo Thielke



KENIA

Reportagen aus dem Inneren
eines zerrissenen Landes

Brandes & Apsel

Thilo Thielke

*Kenia:
Reportagen aus dem Inneren
eines zerrissenen Landes*



Januar 2008: Kenia stand an der Schwelle zum Bürgerkrieg. Mit Macheten bewaffnete Jugendliche wüteten in den riesigen Slums der Hauptstadt Nairobi, im Westen des Landes wurden Protestmärsche niedergeknüppelt und im Rift Valley verbrannten Menschen in Kirchen. Auslöser der Unruhen waren die Präsidentschaftswahlen vom 27. Dezember 2007. Präsident Mwai Kibaki hatte die Wahlen knapp gewonnen und sich erneut vereidigen lassen. Opposition und internationale Beobachter witterten jedoch Betrug. Zu offensichtlich waren die Unregelmäßigkeiten bei der Stimmauszählung gewesen. Kenia schlitterte ins Chaos. Vor allem Angehörige der herrschenden Kikuyu-Ethnie fielen brutalen Übergriffen zum Opfer. Seit April 2008 regieren Mwai Kibaki als Präsident und der Raila Odinga als Premierminister gemeinsam. Doch der Frieden in dem einst für stabil gehaltenen ostafrikanischen Land ist brüchig.

Der Spiegelreporter Thilo Thielke reiste wochenlang durch das Land. Aus seinen Beobachtungen, Gesprächen und Fotos entstand ein politisches Tagebuch, ergänzt um frühere Aufzeichnungen aus seiner langjährigen Korrespondententätigkeit in Nairobi. Die packenden Reportagen zeigen, wie schnell die Gewalt eskalierte und wie tief der Riss ist, der die kenianische Gesellschaft spaltet: Verantwortlich sind korrupte Eliten, die sich maßlos bereichern und zusehen, wie die sozialen Unterschiede das Land im Inneren zerreißen.

Der Autor:

Thilo Thielke, geb. 1968, arbeitete von 1985 bis 1990 für die *Neue Presse*, Hannover, danach wechselte er zum SPIEGEL nach Hamburg. Dort war er von 1990 bis 1997 Redakteur bei SPIEGEL TV, von 1997 bis 2000 Redakteur im Deutschlandressort des SPIEGEL, 2001 Redakteur im Sportressort, 2002 Redakteur im Auslandsressort, seit 2003 SPIEGEL-Korrespondent in Nairobi, ab Juli 2008 Korrespondent in Bangkok.

Es erschienen die Bücher: *An Gott kommt keiner vorbei. Das Leben des Reinhard Stan Libuda* (1997), *Eine Liebe in Auschwitz* (2000), *Krieg im Lande des Mahdi* (2006).

Einzelne Beiträge wurden für den SPIEGEL und SPIEGEL ONLINE verfasst. Sie liegen hier in überarbeiteter Form vor.

Thilo Thielke

Kenia

Reportagen aus dem Inneren
eines zerrissenen Landes

Brandes & Apsel

Auf Wunsch informieren wir regelmäßig über das Verlagsprogramm:
Brandes & Apsel Verlag, Scheidswaldstr. 22, 60385 Frankfurt am Main,
Germany
E-Mail: info@brandes-apsel.de
Internet: www.brandes-apsel-verlag.de

1. Auflage (E-Book)

1. Auflage 2008 (gedrucktes Buch)

© Brandes & Apsel Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Alle Rechte vorbehalten

Lektorat: Cornelia Wilß, Frankfurt am Main

DTP: Antje Tauchmann, Frankfurt am Main

Umschlag: Franziska Gumprecht, Brandes & Apsel Verlag, Frankfurt am Main

© für Fototeil und Titelfoto: Thilo Thielke, Bangkok

Bibliografische Information *Der Deutschen Nationalbibliothek*:

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar

ISBN 978-3-95558-095-7 (E-Book)

ISBN 978-3-86099-868-7 (gedrucktes Buch)

Inhalt

Prolog	7
Wahltag	10
Brennende Barrikaden	17
Die Verteidigung des Präsidenten	24
Präsident Raffzahn	29
Stammeskrieg	39
Die Toten von Kiambaa	42
Mutter der Bäume	54
Nach den Unruhen kommt der Hunger	59
Das Treffen der Menschenrechtler	61
Im Luoland	67
Brief aus Nairobi	75
Currywurst unter Palmen	78
Hexerei in Bangladesch	85
Pöbelei im Parlament	92
»Wir sind bereit, zu sterben«	96
Terror	99
Was macht Hermlin im Knast?	102
Der Steckbrief	104
Der Untergang des Paradieses	107
»Wir rasen auf den Abgrund zu«	110
Network Orange	114
»Wo Elefanten kämpfen, leidet das Gras«	118
»Die einen töten mit Macheten, die anderen mit Pfeilen.«	121
Von Nakuru nach Eldoret	127
Die Frontläufer	132
Der Tod des Abgeordneten	137

Wieder in Kisumu	140
Auge um Auge	142
Prinzip Hoffnung	147
Uganda	151
Partielle Blindheit	152
»We have a deal«	153
Die Eisbahn	156
»Panic starts all over again.«	159
<i>Fototeil</i>	161
Der Aufstand der Hungrigen	177
Hatz auf Leo	183
Krieg im Westen	192
Nordkenia und andere Trockengebiete	197
Angst vor der »Operation Heimkehr«	201
Der Überlebenskampf der Elefanten	205
Wer zahlt die Zeche?	218
Deutsche Waffen	219
Epilog	223
Bildlegende	226
Literatur	230

Prolog

Etwas mehr als fünf Jahre haben wir in Kenia gelebt, zuletzt in einem wunderschönen kolonialen Landhaus neben einer Kaffeeplantage am Stadtrand Nairobis. Meine Frau Bianca und ich haben in Nairobi geheiratet, und unsere Kinder Arthur und Sophie wurden hier geboren. Als wir Ende Dezember 2002 kamen, stand Kenia scheinbar vor einem hoffnungsvollen Neubeginn. Als wir im Frühjahr 2008 gingen, stand es in Flammen. Dies ist eine Art *Tagebuch* der letzten Wochen, die wir in dem Land verbrachten, ergänzt um gelegentliche Rückblicke. Es ist keine wissenschaftliche Abhandlung. Es ist eine Sammlung von Geschichten. Über allem steht zweifellos die Frage: Wie konnte die Ordnung in Kenia so schnell zusammenbrechen? Wie war es möglich, dass nach den Präsidentschaftswahlen innerhalb kürzester Zeit weite Teile des Landes verwüstet waren, Straßensperren und Menschen brannten, Marodeure umherzogen und politische Gegner oder Angehörige anderer Ethnien mordeten? Dass ein Land, das mit seinen rund sechs Prozent Wirtschaftswachstum vielen als Musterstaat galt, urplötzlich ökonomisch am Boden lag – ein Trümmerhaufen, den kaum noch ein Tourist besichtigen mag? Es gibt wohl wie immer eine Vielzahl von Gründen, und derzeit sind viele Experten fleißig damit beschäftigt, sie zu gewichten – sie werden wieder einmal zu scheinbar ganz unterschiedlichen Schlüssen kommen; je nachdem, welchem ideologischen Lager sie angehören.

Mir fällt es schwer, eine eindeutige Ursache für die schockierenden Ereignisse auszumachen. Natürlich war das, was wir im Januar und Februar 2008 in Kenia erlebten, ein Stammeskrieg verfeindeter Volksgruppen, die sich aufs Messer bekämpften, und natürlich war es gleichwohl ein politischer

Kampf zweier starker Parteien, die beide den Wahlsieg für sich reklamierten. Natürlich war es ein Aufstand der Armen in den Elendsgebieten des Landes, die nicht vom wirtschaftlichen Aufschwung profitierten; natürlich war es auch ein Kampf um Land, und natürlich ist die ungleiche Landverteilung auch ein Erbe des britischen Kolonialismus.

Die ungerechte Landpolitik ist heutzutage aber in erster Linie die Folge des Tribalismus, der in der kenianischen Gesellschaft, Wirtschaft und Politik vorherrscht und das Klima vergiftet. Das Land ist seit 1963 unabhängig. Wenn die Kenianer es gewollt hätten, hätten sie längst eine Lösung für die Verteilung von Grund und Boden finden können. Offenbar hatten aber zu wenig Menschen daran wirklich Interesse. Zu selbstverliebt ist die politische Klasse, zu chauvinistisch, raffgierig und korrupt. Es rebellierten auch von ihrer Führung zutiefst enttäuschte Kenianer, die jene unseligen Zeiten der Autokraten und Antidemokraten endgültig beendet wissen möchten – Menschen, die, wenn sie überhaupt Arbeit haben, mit rund hundert Dollar im Monat auskommen müssen und in einem »Brei aus Schlamm und Scheiße« leben, wie der kenianische Schriftsteller Meja Mwangi (*Nairobi, River Road*) schreibt, während ein Abgeordneter rund 17 000 Dollar monatlich einstreicht und in einem Palast residiert. Der offenkundige Wahlbetrug zugunsten der alten Regierung brachte das Fass zum Überlaufen und riss eine Gesellschaft, die hoffnungslos zwischen Moderne und Atavismus hin- und hertaumelt, in einen Strudel der Gewalt.

Mir begegneten Krieger, die mit Pfeil und Bogen die Straßen blockierten, und während sie Jagd auf vermeintliche Feinde machten, gleichzeitig mit dem Handy telefonierten. Ich sah Krawallbrüder mit nagelgespickten Keulen und Macheten, die Designerklamotten trugen und innenverspiegelte Sonnenbrillen. Leute, die mit dem Landrover zum Morden gefahren wurden und mittelalterliche Kriegshymnen sangen.

Kenia ist ein Land voller Widersprüche: von den Bankentürmen Nairobis bis zur Chalbi-Halbwüste in der Mondlandschaft Nordkenias, von den eingeebten Touristen am Strand von Mombasa bis zu den zerlumpten Fischern am Victoriasee, von der einfachen Manyatta-Lehmhütte bis zur ökologisch einwandfreien Luxuslodge im Nationalpark. Bisweilen ist Kenia ein Land, das seine Wildtiere sorgsamer hegt als seine Bewohner. Es ist auch ein Land, dessen normaler Alltag schon von Brutalität bestimmt wird. Ein Blick in die lokalen Zeitungen reicht, um das zu erkennen. Kaum ein Tag vergeht ohne Raubmorde, Lynchjustiz, tödliche Hexenjagden oder Vieh-

diebstähle. Lange Zeit glaubten die Kenianer, sie seien vor Bürgerkrieg und Genozid gefeit – anders als die vielen Nachbarn in der Region: Somalia, Äthiopien, Eritrea, Sudan, Uganda, Ruanda, Burundi, Ostkongo. Man sollte nicht vergessen: Das Safariland Kenia liegt direkt im Zentrum der wohl mörderischsten Gegend des letzten halben Jahrhunderts. Es war in letzter Zeit sehr damit beschäftigt, die Rolle des Friedensstifters zu spielen – im Sudan oder in Somalia. Ununterbrochen fanden in Nairobi irgendwelche Kongresse oder Gipfeltreffen statt. Darüber geriet wohl in Vergessenheit, dass das Land selber tief gespalten ist. Es wurde nicht erkannt, dass sich da etwas zusammenbraute.

Nach mörderischen Wochen, die vermutlich einigen Tausend Menschen das Leben gekostet haben, einigten sich die verfeindeten Lager auf eine gemeinsame Regierung und bildeten ein monströses Kabinett mit vierundneunzig Ministern und stellvertretenden Ministern. Diese neue Regierungsmannschaft reißt nun ein tiefes Loch in die leere Staatskasse, und vermutlich springen jetzt wieder irgendwelche europäische EntwicklungshilfeministerInnen ein und zahlen die Zeche. Sie werden damit keine Probleme lösen. Sie haben ohnehin selten Probleme in Afrika gelöst, statt dessen aber viel Misswirtschaft und Korruption gefördert und durch die Finanzierung verkommener Regimes diese letztlich auch legitimiert. Kenia ist ein Pulverfass. Es kann jederzeit in die Luft fliegen.

»Wenn sonst wer nach mir fragt, sagen Sie,
ich sei nach Azanien gefahren.« (Evelyn Waugh)

Bangkok im Juni 2008

Wahltag

27. Dezember 2007

Vor dem Wahllokal, einer alten Schule in Nairobis größtem Elendsgebiet Kibera, kommt es zum Tumult. »Diese Betrüger von der Regierung«, schreit einer, »sie haben das Wählerregister für alle, deren Namen mit M anfängt, versteckt.« Sein Nachbar ballt drohend die Faust, er wartet schon seit morgens halb sechs, und nun ist es elf Uhr. Von hinten drängen die Massen, es sind Hunderte. Die schwitzende Menge wogt bedrohlich hin und her. Schnell kommt Panik auf, und inmitten des Chaos' versucht ein deutscher Politiker, Ruhe zu bewahren: Alexander Graf Lambsdorff, Neffe von Otto, dem früheren FDP-Spitzenmann. Er ist Chef der EU-Wahlbeobachtermission und soll kontrollieren, ob alles mit rechten Dingen zugeht bei den Parlaments- und Präsidentschaftswahlen in einem der korruptesten Staaten der Erde. Es ist ein Knochenjob.

»Ich gehe raus und spreche mit dem Wahlleiter«, ruft Lambsdorff in die Menge, »irgendwo muss das Register für den Buchstaben M doch zu finden sein.« »Kommt nicht in Frage! Hiergeblieben!«, jöhlt die Menge und umkreist den Wahlbeobachter, von dem schnell kaum mehr als sein hellbrauner Lockenkopf zu erkennen ist. Es ist schwül und stickig in dem düsteren Raum. Es kann einem mulmig werden in dem Gedränge. Lambsdorffs blaues Europa-Hemd mit den gelben Sternen ist schon durchgeschwitzt. »Die Leute haben Angst, dass sie betrogen werden, wenn wir jetzt hier rausgehen. Sie glauben nur, was sie mit eigenen Augen sehen«, ruft der FDP-Politiker. Ihm gefällt sein Einsatz trotz der afrikanischen Hektik: Er ist Zeuge, sogar Akteur, bei einem faszinierenden Experiment: Kenia mit seinen mehr als fünfunddreißig Millionen Einwohnern übt Demokratie. Seit Stunden stehen allein in Nairobi Zehntausende vor den Wahlstationen.

Sie wollen nicht zu spät kommen. Viele haben stundenlange Fußmärsche hinter sich.

Im Wahlkampf kam es in Teilen des Landes zu schweren Auseinandersetzungen, immer wieder ist von Betrug durch die Regierung von Mwai Kibaki die Rede, die seit fünf Jahren an der Macht ist. Erst vor einigen Tagen sind im Westen des Landes drei Polizisten gemeuchelt worden. Opposition Anhänger hatten sie verdächtigt, Wahlzettel zu manipulieren. In der aufgeheizten Atmosphäre, die derzeit in Kenia herrscht, ist so etwas ein Todesurteil. Den Umfragen zufolge, die seit Wochen in kenianischen Tageszeitungen veröffentlicht werden, läuft es auf ein Kopf-an-Kopf-Rennen zwischen Präsident Mwai Kibaki, der erst vor wenigen Monaten die *Party of National Unity* (PNU), eine Sammlung von achtzehn Kleinparteien, gründete und seinem Herausforderer Raila Odinga vom *Orange Democratic Movement* (ODM) hinaus. Dritter im Rennen um das höchste Amt ist Musyoka Kalonzo, der sich zuletzt von Odinga trennte und das *Orange Democratic Movement Kenya* (ODM-Kenya) ins Leben rief. Insgesamt nehmen einhundertacht Parteien an den Parlaments- und Präsidentschaftswahlen teil, 2548 Kenianer bewerben sich für einen der etwas mehr als zweihundert gutdotierten Parlamentssitze.

»Bis auf wenige Ausnahmen«, hatte Wolf Krug, der Leiter der Hanns-Seidel-Stiftung in Nairobi, kürzlich in einem Bericht geschrieben, war »der Wahlkampf kaum durch politische Inhalte geprägt. Wie auch in der Vergangenheit dominieren Persönlichkeiten beziehungsweise Stammeszugehörigkeit der politischen Spitzen den Wettstreit um das Präsidentenamt«. Kibaki gehört zu größten kenianischen Ethnie, den Kikuyu (22 Prozent der Gesamtbevölkerung), Odinga ist Luo (13 Prozent) und Musyoka gehört den Kamba an. Zum ersten Mal in der Geschichte Kenias unterstützen die islamischen Führer des, allerdings überwiegend christlichen, Landes die Opposition.

Die Wahl – sie wird also auch eine Wahl der Ethnien und Kulturen Kenias werden. Und davon gibt es viele: »In Kenia leben mehr als vierzig verschiedene Völker, gesprochen werden mehr als fünfzig verschiedene Sprachen«, schreibt der *Baedeker*. Die Stimmung ist seit Wochen aufgeladen. Allein zwischen August und Dezember, also in der heißen Phase des Wahlkampfes, notierten die EU-Beobachter vierunddreißig Morde, die in direktem Zusammenhang mit den Wahlen standen und hundertzweinig kriminelle Delikte – von Einschüchterung bis Mord. Die Europäer: »In den

meisten Fällen gingen Polizei und Justiz dem Missbrauch nicht angemessen nach, und deshalb kamen die Täter straffrei davon.« Hassreden wurden geschwungen, ethnischer Chauvinismus gepflegt. Während die Opposition die PNU als »Kikuyuclique« denunzierte, lästerten Anhänger der Regierung, ein unbeschnittener Mann dürfe in Kenia nicht Präsident werden – Odingas Luo gehören zu den wenigen kenianischen Völkern, die dieses Ritual nicht vornehmen.

Kenia ist also ein Hexenkessel, als im Dezember gewählt werden soll.

Warum aber tut man sich das an, wenn man einen Job als Europaabgeordneter in Brüssel hat, einen Wahlkreis in Bonn, zu Hause zwei kleine Kinder und in Köln einen Fan-Club des FC? »Dies ist endlich mal Entwicklungshilfe, die funktioniert«, sagt Lambsdorff, »nicht die übliche Geldverschwendung«. Und er hat recht: Ausgerechnet an den Deutschen knüpfen sich die Hoffnungen vieler Kenianer. Die Europäische Union gilt als neutral. Der kenianischen Wahlkommission hingegen traut kaum jemand: Präsident Kibaki selbst hat fast alle Posten mit seinem Klüngel besetzt.

»Bleiben Sie bei uns und schauen, ob alles mit rechten Dingen zugeht«, fleht deshalb eine Wählerin, und Lambsdorff staunt. Vom Phlegma politikverdrossener Deutscher ist nichts zu spüren. Doch der Mann kennt auch die Gefahren seiner Mission. Bloße Gerüchte über Manipulationen können schon ausreichen, die tief zerstrittenen kenianischen Ethnien zu den Waffen greifen zu lassen.

Schließlich mischt sich sogar die Weltpolitik ein. Die Wahllokale haben gerade erst geschlossen, da verkündet der burschikose US-Botschafter in Kenia, Michael Ranneberger – offenes Hemd, Baseballkappe auf dem Kopf – im kenianischen Fernsehen bereits, dass alles »frei und fair« abgelaufen sei. Kein Wunder: Die Amerikaner führen in Ostafrika ihren Krieg gegen den Terror, Seite an Seite mit der kenianischen Regierung. Ihr Hauptaugenmerk richtet sich dabei auf den Kampf gegen islamistische Insurgenten in Somalia, den sie derzeit in erster Linie von den verbündeten Äthiopiern führen lassen. Somalia ist ein Nachbarland Kenias, in Kenia lebt eine beträchtliche Anzahl Somalis mit kenianischem Pass, die beiden Länder verbindet eine mehrere hundert Kilometer lange Grenze, die kaum zu kontrollieren ist. Es ist klar: Die Amerikaner haben hier strategische Interessen. Und mit der jetzigen kenianischen Regierung können sie recht zufrieden sein. Als Lambsdorffs spanische Kollegin Ana Maria Gomes als oberste EU-Beobachterin vor zwei Jahren die Wahlfälschungen in Äthiopien bekannt machte, spielten

die Amerikaner eine Zeit lang verrückt. Wie konnte die Europäerin nur den Waffenbruder in Addis Abeba düpieren?

Lambsdorff darf sich davon nicht beeinflussen lassen. Sonst steht nicht nur das Renommee der Europäischen Union in Afrika auf dem Spiel, sondern endgültig auch das Vertrauen der Kenianer in die Demokratie. »Niemand erwartet, dass hier alles so reibungslos abläuft wie bei uns«, sagt Lambsdorff, »aber wir haben unsere Standards, und die verteidigen wir.« Zu lange haben die Europäer Kumpanei mit Afrikas zwielichtigen Herrschern getrieben, und manche Entwicklungshilfeminister tun das immer noch. Seit zudem der weltweite Kampf gegen den Terror den Kalten Krieg abgelöst hat und sich China zu Afrikas neuem Wirtschaftspartner aufschwingt, drohen westliche Menschenrechtsvorstellungen unter die Räder zu kommen.

Doch die EU-Leute nehmen ihre Kenia-Mission ziemlich ernst. Fünfzig Langzeitbeobachter haben sie nach Afrika geschickt, hundert zusätzlich für die heiße Phase. Lambsdorff ist unermüdlich im Einsatz, er fliegt zur kenianischen Küste und sieht, wie muslimische Frauen abstimmen (Wahlhelfer: »Lüpfen Sie mal den Schleier, damit ich sehen kann, ob Ihr Gesicht mit dem Passbild übereinstimmt.«) und wagt sich in Nairobis finstere Bahnhofsviertel zwischen die Klebstoff schnüffelnden Bettler. Mit dem Auto hat er Hunderte von Kilometern Schlaglochpiste zurückgelegt und sich mit dem Hubschrauber in die Hochburgen der Opposition um den Politiker Raila Odinga fliegen lassen. Zum Glück haben sich die meisten Gerüchte über Manipulationen bis jetzt als falsch herausgestellt. Hier und da wurde jemand beim Versuch, zweimal abzustimmen ertappt, und es soll wohl auch vorgekommen sein, dass Stimmen gekauft wurden. Heute sieht es so aus, als seien das offenbar Einzelfälle.

Dennoch: Enorme Verzögerungen bei der Wahl in den Slums der Hauptstadt haben Lambsdorff auch misstrauisch gemacht. In den Slums ist die Opposition stark, und ausgerechnet hier öffneten die Wahllokale oft viel zu spät. »Regulär kann man das nicht nennen«, sagt der FDP-Mann müde, »wir müssen das überprüfen.«

Mittlerweile senkt sich tiefschwarze Nacht über Nairobi. Vor der Zentrale der nationalen Wahlkommission sind grimmig schauende Polizisten aufmarschiert. Sie tragen Kampfuniformen und schwenken lange Knüppel. »Das sind ja keine Schlagstöcke, sondern Axtstiele«, staunt Lambsdorff. Langsam wird ihm doch unheimlich. Er hat neulich *Der letzte König von Schottland* im Kino gesehen, einen Film über Idi Amin. Nachdem er an die

Macht gekommen war, hatte der Herrscher von Kenias Nachbarland Uganda Hunderttausende von Landsleuten umgebracht.

Im Tross der Lambsdorfftruppe befindet sich an diesem Tag auch ein junger Mann aus Hamburg: Ralph Michael Peters. Der Politologe gehört, genauso wie in den Jahren 1997 und 2002, zu den Kenia-Wahlbeobachtern der EU und berät Lambsdorff als Experte des politischen kenianischen Systems. Er ist einer der ersten, die an diesem Tag misstrauisch werden, als in Kibera, Railas Hochburg in der Hauptstadt, die Auszählung so schleppend vorangeht. Die meisten anderen sind einfach nur überwältigt von der hohen Wahlbeteiligung, der Geduld der Massen in den Warteschlangen und der Friedfertigkeit. Mir geht es genauso. Zur befürchteten Gewalt ist es an diesem Tag nicht gekommen, und Betrugsmanöver sind bislang kaum zu erkennen. Ein paar Tage später werden wir uns allerdings fragen lassen müssen, warum wir nicht klarer sahen, was sich im Land zusammenbraute.

Vielleicht wird man etwas nachsichtig, wenn man jahrelang in Afrika gelebt und all die zusammenbrechenden, gewalttätigen und undemokratischen Trümmerstaaten kennengelernt hat. Man relativiert und betreibt damit ein gefährliches Spiel: Was bedeuten ein paar Tote im Wahlkampf und kleinere Unregelmäßigkeiten vor den Urnen schon im Vergleich zu den Greueln, die wir im Kongo, in Darfur oder in Somalia gesehen haben? Und sagt sich: Es muss doch auch einmal einen afrikanischen Staat geben, der halbwegs funktioniert – neben den Beispielen Botswana und Mauritius und neuerdings Ghana, mit denen uns die Schönredner Afrikas seit Jahren so auf die Nerven gehen. Offenbar werden wir schnell Opfer unseres Wunschdenkens.

Eins ist an diesem Tag bereits unübersehbar: Die Kenianer nehmen diese Wahlen ernst, viel ernster, als man das aus anderen Gegenden gewohnt ist, bitterernst. Man muss das berücksichtigen, wenn man die Gewalt verstehen will, die in wenigen Tagen über das Land hereinbrechen wird.

Ein Gespräch mit Ralph Michael Peters.

Für die Kenianer scheinen diese Wahlen eine unglaubliche Bedeutung zu haben: Millionen waren heute auf den Beinen, um ihre Stimme abzugeben. Sie haben ja schon diverse Wahlen beobachtet – unter anderem in Kenia, Nigeria und Deutschland. Haben Sie so etwas schon einmal erlebt?

»Nein. Das würde auch absolut kein Deutscher machen: so lange Wege auf sich zu nehmen, so lange zu warten. Ich habe ja in Hamburg zuletzt

auch ein Wahllokal geleitet und fand den Kontrast deshalb sehr interessant. Die Massivität, mit der die Kenianer gekommen sind, um zu wählen, hat mich sehr überrascht. Wir mussten an kilometerlangen Menschengängen in Kibera vorbeifahren, um zum den Wahllokalen zu kommen. Ich muss sagen, insgesamt hat mich die Hingabe der Kenianer überwältigt. Man kann sich, sei es mit dem Taxifahrer, sei es mit dem Kellner im Restaurant oder mit irgendwelchen Hausangestellten, sehr differenziert über Politik unterhalten. Alle sind in Kenia ausgesprochen politisiert. In diesem Land herrscht einfach ein sehr starkes politisches Bewusstsein. Der Taxifahrer kennt die Abgeordneten nicht nur seines eigenen Wahlkreises, sondern der gesamten Region, aus der er kommt. Von daher: Kenia ist eine extrem politisierte Gesellschaft, und das kontrastiert sehr, sehr stark mit anderen afrikanischen Ländern: mit Sambia, mit Uganda, auch mit Nigeria.«

Woran liegt das?

»Das ist eine gute Frage. Vielleicht hat es auch mit der Größe zu tun. Kenia ist deutlich kleiner als Nigeria. Es hat das einfache Mehrheitswahlrecht, und es gibt eine direkte Verbindung zwischen den Abgeordneten und den Wählern. Die Abgeordneten werden abgestraft, wenn sie sich nicht um die Wähler, um ihre Klientel, um ihren Wahlkreis gekümmert haben.«

Es drängt sich der Verdacht auf, dass die Euphorie seit den Wahlen vom Dezember 2002, mit denen Daniel arab Moi abgelöst wurde, besonders groß ist, dass seitdem der Wunsch sehr stark ausgeprägt ist, Politik endlich mitbestimmen zu können.

»Die Wähler waren nach den Wahlen 1992 und 1997 enttäuscht, weil sie eigentlich dafür gesorgt hatten, dass es eine gesellschaftliche Mehrheit gegen arap Moi gab. Doch die Politiker, die gegen ihn angetreten waren, hatten sich nicht einigen können, sie sind mit unzähligen Kandidaten und verschiedenen Parteien angetreten, und dadurch sind die Stimmen aufgesplittet worden. Moi konnte damals weiterherrschen, obwohl er einmal nur 36,8 und einmal 40,1 Prozent der Stimmen bekam. Es gab also damals schon eine politische Mehrheit, doch die Kenianer hatten es immer noch nicht fertiggebracht, den Autokraten abzulösen. Das war für viele eine sehr frustrierende Erfahrung, und viele sagen sich jetzt natürlich: Diese Zeiten sind endgültig vorbei und dürfen nicht wiederkehren. Darum müssen wir uns einmischen und sehr genau aufpassen.«

In zwei Tagen, hat die Regierung angekündigt, soll der Wahlsieger feststehen. In den über zweihundert Wahlkreisen werden die Stimmen zunächst

gezählt, dann vor Ort veröffentlicht, von Kontrolleuren der verschiedenen Parteien abgezeichnet, und später sollen diese Listen Mitarbeitern der Wahlkommission übergeben werden, die sie nach Nairobi bringen, wo dann alle Resultate addiert werden. Die großen Fernsehanstalten des Landes haben überall Mitarbeiter postiert, die die Ergebnisse aus der Provinz nach Nairobi per Telefon übermitteln, so kann sich das Wahlvolk vor dem Bildschirm vom Stand der Zählung überzeugen.

Soweit die Theorie.

Brennende Barrikaden

29. Dezember 2007

Heute nachmittag brannte Kibera. Zuerst waren es Autoreifen, dann verkohlten Geschäfte, und durch die Straßen von Nairobis Rienslum, der mit rund 800 000 Bewohnern einer der größten Afrikas sein soll, tobte der Mob: Anhänger der Opposition mit orangefarbenen Plakaten; Gewalttäter mit Macheten und armdicken Knüppeln; Plünderer mit Diebesgut; Trunkenbolde, seit dem frühen Morgen schon blau.

Die Unruhe begann mittags am Rande dieses Elendsgebiets. Kurt Pelda, mein Reisegefährte und Freund von der *Neuen Zürcher Zeitung*, und ich hatten das Büro der Wahlkommission in der Innenstadt verlassen, mit dem Motorrad eine Runde durch die Randgebiete der Stadt unternommen und waren schließlich in Kibera gelandet. Die Anhänger der Opposition hatten sich dort bereits versammelt, anfangs waren es nur ein paar, schnell einige Dutzend und schließlich Hunderte. Sie schwenkten die Bilder Odingas und sangen Lieder und tanzten. Nur wenige trugen bereits Massaikeulen, die sogenannten *Rungus*, und Macheten, die sie in Ostafrika *Pangas* nennen. Ihnen gegenüber hatten Paramilitärs Aufstellung bezogen und Wasserwerfer in Stellung gebracht. Von Beginn an herrschte eine unheimliche Stimmung, etwas lag in der Luft. Plötzlich kam Bewegung in die Menge, jemand hatte die Falschmeldung verbreitet, ODM sei zum Wahlsieger erklärt worden, und sofort begann die Menge zu toben, Autoreifen – keine Ahnung, woher die so schnell kamen – anzustecken und Freudentänze aufzuführen. Sofort griff die Polizei ein, prügelte drauflos und schoss mit Tränengas in die johrende Menge. Schnellfeuergewehre wurden drohend geschwenkt, die Stimmung kippte innerhalb weniger Sekunden.

Der Aufmarsch der Uniformierten war aber nicht nur eine völlig über-

zogene Reaktion gewesen, sondern auch eine sehr törichte. Niemand hatte die Polizisten bis dahin angegriffen. Ironischerweise hatten die meisten ja geglaubt, Odinga habe soeben von seinem Sieg erfahren, und wollten nun das freudige Ereignis mit brennenden Pneu feiern. Der brutale Einsatz jedoch wurde bald zum Fanal.

Steine flogen jetzt, Barrikaden wurden errichtet. Dunkler Rauch stieg auf. Kurt und ich wurden von der Menge mitgezogen, immer tiefer nach Kibera hinein, an quergestellten Autowracks und kollernden Mülltonnen vorbei und durch eine Woge hin- und herquellender Leiber hindurch: die einen in panischer Flucht ins Innere der Wellblechstadt, die anderen angriffslustig hinaus – gegen die Reihen der Kibaki-Garde.

Der Qualm biss in unseren Augen. Überall um uns herum brannten kleine Kioske, Plünderer hetzten an uns vorbei; scheinbar wahllos schleppten sie alles mit sich, was sie abgreifen konnten: Kisten mit Seife, Säcke mit Mais, Flaschen mit Petroleum. Hassparolen wurden skandiert. Und hinten, hinter den Marktständen, tastete sich verängstigt eine kleine Gruppe von Kikuyu hervor und flüchtete in die Arme der nachrückenden Paramilitärs. Ihnen hatten die Geschäfte gehört, die nun geplündert waren und lichterloh in Flammen standen. In ihren Gesichtern erkannten wir die nackte Angst.

Seitdem nimmt die Gewalt zu. In Kisumu, der Oppositionshochburg im Westen des Landes, in Kakamega, in Eldoret: brennende Barrikaden, geplünderte Geschäfte und aufgebrachte Demonstranten. Das Reiseland steht an der Schwelle zum Bürgerkrieg.

Alles sah anfangs nach einem klaren Sieg der Opposition aus, doch dann häuften sich die Merkwürdigkeiten, es roch nach Manipulation. Die ganze Wahl ein Betrug? Freitag abend noch lag Oppositionsführer Raila Odinga (nach der Veröffentlichung der kenianischen *Nation-Media-Group*) mit rund einer halben Million Stimmen vorne, Samstag früh um sechs hatte er nur noch 250 000 Stimmen Vorsprung, zwei Stunden später 140 000. Dann brannten die Städte. Mittlerweile soll seine Führung auf magere 40 000 Stimmen zusammengeschmolzen sein, und das Ergebnis steht immer noch nicht fest. Einige Hochrechnungen sehen Odinga klar vorne, andere sogar Kibaki.

Betrug, mutmaßt natürlich die Opposition. »Wir sind sehr, sehr besorgt«, sagt EU-Wahlbeobachter Alexander Graf Lambsdorff, und er fügt hinzu: »Wir bitten alle Beteiligten, Ruhe zu bewahren, und fordern die Kenianer auf, friedlich zu bleiben.« Der FDP-Politiker kennt die Gefahren:

Kenia ist tief zerrüttet, es drohen weitere Konflikte. Immer schon fühlen sich die Kikuyu als Kenias eigentliches Staatsvolk und die Luo als benachteiligt und unterdrückt. In den neunziger Jahren war es in Teilen des Landes bereits zu Kämpfen zwischen diesen beiden Bevölkerungsgruppen gekommen und zu ethnischen Säuberungen.

Entlang ethnischer Linien wurde auch diesmal abgestimmt: Kikuyu und befreundete oder verwandte Ethnien wie die Embu und Meru und ein Teil der Kamba und Kisii wählten mit überwältigender Mehrheit den Präsidenten und seine Partei der Nationalen Einheit PNU, die meisten anderen den Oppositionellen und seine ODM. Dabei hatte Odinga nach dem Wahlsieg der Regenbogenkoalition vor fünf Jahren noch zu Kibakis Kabinett gehört, trennte sich aber vom Präsidenten, nachdem er sich von diesem betrogen fühlte, weil der ihm nicht das Amt des Premierministers übertragen wollte.

Die Innenstadt Nairobis befindet sich im Belagerungszustand: überall Elitepolizisten, Präsidentengarde, Schäferhunde, Schnellfeuergewehre. Ganze Stadtviertel sind wie ausgestorben, die Geschäfte geschlossen. Nur in den vierundvierzig Slums der Stadt rotten sich immer wieder Gruppen zusammen. Wie heute nachmittag auf der Ngong-Road, die nach »Karen« führt, wo viele weiße Kenianer leben, die sogenannten *Kenya Cowboys*, und die dänische Autorin Tania (Karen) Blixen einst ihre berühmte Farm am Fuße der Ngong-Berge hatte. Mit Schüssen in die Luft und Tränengasgranaten versuchten martialisch ausgerüstete Bereitschaftspolizisten die Menge aufzulösen, doch bisweilen wurden sie einfach überrannt.

»No Raila – No Kenya« und »Kibaki must go!« skandierten die Demonstranten und schwenkten drohend allerhand Schlagwerkzeug. Andere taten sich derweil am Besitz von Kikuyu oder vermeintlichen Kikuyu gütlich und räumten deren Geschäfte aus. Auch zu ethnischen Auseinandersetzungen ist es bereits gekommen. In Kibera standen sich Angehörige beider großen Ethnien direkt gegenüber. In Nairobis Somali-Viertel Eastleigh wurde mindestens ein Mann erschossen.

Derweil bezichtigen sich beide Parteien gegenseitig der Manipulation und erklären ihren eigenen Kandidaten zum Sieger. Als der oberste Wahlleiter Samuel Kivuitu gestern abend verkündete, dass noch einige Bezirke nicht ausgezählt seien, wurde er von wütenden Oppositionspolitkern niedergerbrüllt. Sie vermuten, dass die Regierung versucht, einige Urnen so lange zurückzuhalten, bis sie genau weiß, um wie viele Stimmen sie das Er-

gebnis letztendlich frisieren muss, damit ihr Präsident auch sicher gewinnt.

Klar ist bereits, dass zwanzig Minister aus Kibakis Kabinett, darunter der Vizepräsident Moody Awori den Sprung ins Parlament nicht wieder geschafft haben. Auch die Friedensnobelpreisträgerin Wangari Maathai wurde nicht wiedergewählt.

Fünf Jahre nach dem turbulenten Beginn der Regenbogenkoalition und dem langersehnten Ende der Moi-Herrschaft scheint Kenia also im Chaos zu versinken, in Korruption und ethnischem Hass und der Verelendung einer Slumbevölkerung, die nun gegen die soziale Ungerechtigkeit rebelliert. Und im Mittelpunkt der Auseinandersetzungen steht Raila Odinga.

Vor ziemlich genau fünf Jahren zogen wir nach Kenia, und einen meiner ersten Besuche stattete ich damals ihm ab, da war er noch Minister in Kibakis Kabinett. Odinga galt als Hoffnungsträger, und heute gilt er wieder als Hoffnungsträger. Damals an der Seite Mwai Kibakis, und heute als sein erbitterter Gegner.

Ein Rückblick.

Januar 2003. Fast verschwindet der Mann im Nadelstreifenanzug hinter dem Schreibtisch seines Vorgängers, an dem bequem fünf Minister Platz finden würden. Von draußen knallt die Sonne in den elften Stock des Ministeriums für Straßen- und Wohnungsbau, und Raila Odinga ist schon wieder in Eile. Er muss zur Kabinettsitzung ins *State House*, und der Weg führt ihn durch das Verkehrschaos der Zwei-Millionen-Kapitale Nairobi.

Korruptionsbekämpfung steht als erster Tagesordnungspunkt auf dem Programm, das Odinga hektisch in seiner roten Mappe verstaut. Mit irgend etwas muss man ja anfangen. Viel Arbeit steht an. Alle drei Minuten kommt jemand mit einem anderen Anliegen herein.

Denn gut ist es um das ostafrikanische Land, das Odinga und seine Mitstreiter jetzt übernommen haben, nicht gerade bestellt. Kenia liegt da nieder, die Straßen sind kaputt, die Landwirtschaft ist am Boden, 56 Prozent der Bevölkerung leben unterhalb der Armutsgrenze; das Sozialsystem ist marode, die Schulen sind für viele unerschwinglich, die Kriminalität ist so schlimm, dass niemand mehr investiert. Und die Korruption bringt es weltweit auf Spitzenwerte.

Odinga soll das nun alles richten. Der Minister gilt als Schmied des siegreichen »Regenbogen«-Wahlbündnisses, das den neuen Präsidenten Mwai Kibaki an die Macht brachte und den alten Kleptokraten Daniel arap Moi nach vierundzwanzig Jahren aus dem Amt fegte und damit auch die 39jährige Herrschaft der Kanu-Partei beendete. Odinga soll, nach Verabschiedung einer neuen Verfassung in wenigen Wochen, der neue Premierminister werden. Nicht wenige halten ihn für den nächsten Präsidenten.

Doch zuerst müssen die dringlichsten Probleme gelöst werden, und diese Arbeit soll nun mit preußischer Disziplin verrichtet werden. Kenias kommandierender Mann und »Strippenzieher« (*Frankfurter Allgemeine*) hat insgesamt acht Jahre in Magdeburg und Braunschweig studiert und sich dort zum Diplomingenieur ausbilden lassen. Er spricht fließend Deutsch und schätzt deutsche Tugenden.

Wenn er die Situation des kriegszerstörten Deutschland mit dem von Moi ruinierten Kenia vergleiche, so Odinga, erlebe er geradezu »Déjà-vu«: Alles sei zerstört, die Menschen wirkten ausgezehrt. Dennoch hätten sie Hoffnung und die Kraft zum Wiederaufbau: »Wir brauchen einen Marshallplan.«

Tiefgestapelt haben die neuen Regenten nicht gerade, als sie ihre Vorhaben verkündeten. Kibaki versprach die Erneuerung des Landes. Das Schulgeld soll abgeschafft, das System der Krankenversicherung neu gestaltet werden. Strom und Telefonieren will Odinga billiger machen und die Straßen besser. Außerdem sollen die qualifizierten kenianischen Arbeitskräfte heimkommen, die im vergleichsweise wohlhabenden Botswana tätig sind. Gespräche mit der Weltbank sollen geführt werden. Denn die hatte zuletzt alle Gelder eingefroren, weil sie den regierenden Multimillionär Moi für die grassierende Korruption verantwortlich machte.

Die Ankündigungen spiegeln die hohen Erwartungen der Menschen wider, die in dem ausgeplünderten Land derzeit in Wallung geraten. Und die dabei oft mehr Leidenschaft zeigen, als den neuen Machthabern lieb ist. So werden aus allen Landesteilen Vorfälle gemeldet, in denen Passagiere der *Matatu* genannten Kleinbusse Polizisten bedrängen, das von ihnen zuvor kassierte Bestechungsgeld wieder zurückzugeben. Unweit Nairobis drohten achtzehn aufgebrachte Menschen einem Verkehrspolizisten, der vom Fahrer einhundert Kenia-Schilling (rund 1,25 Euro) verlangt hatte, so massiv Prügel an, dass der gleich seine gesamten Tageseinnahmen herausrückte. »Präsident Kibaki hat uns doch gebeten, bei der Korruptionsbekämpfung

zu helfen«, verteidigte Mitfahrer Thomas Muinde später die Selbstjustiz, »der Krieg beginnt bei uns, den Bürgern.«

So sieht das nicht nur Muinde. Offenkundig ist das heruntergewirtschaftete Kenia aus einer jahrzehntelangen Lethargie erwacht. Der Aufruhr hat das ganze Land erfasst. Manchmal drohte Lynchjustiz überforderten Pädagogen, die Eltern zurückwiesen, weil die auf der versprochenen kostenlosen Erziehung ihrer Kinder bestanden hatten. Polizisten verhinderten, dass Schulen vom Mob in Brand gesteckt wurden. 3,3 Millionen Schüler würden in den Genuss der kostenlosen Schulbildung kommen, verkündete der Erziehungsminister George Saitoti hastig und versprach, das Chaos an den Schulen schnell zu bändigen.

Auch die Angestellten des wichtigsten Krankenhauses des Landes, des Kenyatta National Hospital in Nairobi, streikten. Sie forderten ausstehende Gehälter und beschuldigten die Klinikleitung, bis zu 1,8 Millionen Kenia-Schilling veruntreut zu haben. Demonstranten durchbrachen die Sicherheitsketten vor dem Gesundheitsministerium. In Sprechchören feierten sie »Mama Rainbow« und meinten damit die neue Gesundheitsministerin Charity Ngilu, eine von drei Frauen im neuen Kabinett.

Manchmal ist selbst Raila Odinga der Aufbruch in die neue Zeit allzu turbulent. »Die Leute sind eben enthusiastisch«, sagt er und tröstet sich damit, dass die Zeit unter Moi vielleicht auch etwas Gutes gehabt habe: »Die Menschen lernten, ihr Los zu ertragen.«

Ralph Michael Peters, der EU-Wahlbeobachter, schrieb damals in seiner Analyse vorausschauend: »Die Kanu-Regierung ist abgewählt worden wegen ihrer verheerenden Wirtschaftspolitik, ihres grundlegenden kleptokratischen Charakters und ihres Primats der Politik der Machterhaltung auf Kosten wirtschaftlicher Rationalität und administrativer Professionalität ... Eine zentrale Aufgabe des ersten Regierungsjahres wird der Abschluss der Verfassungsreform sein ... Die Einführung des Amtes eines Premierministers scheint dabei beschlossene Sache ... Das Amt wird auch benötigt, um Odinga die seiner Rolle als Architekt und Integrator des Narc-Bündnisses (*National Rainbow Coalition*) entsprechende herausgehobene Position im Kabinett zu verschaffen. Der Abschluss der Verfassungsreform ist elementar für den Zusammenhalt Narcs.«

Und Mwai Kibaki, der dritte Präsident Kenias? Der sagte in seiner Eröffnungsrede feierlich: »Dies ist ein kritischer Moment in der Geschichte unseres Landes. Die Aufgaben, die vor uns liegen, sind enorm, die Erwartungen sind hoch. Aber ich weiß, dass wir alle unsere Probleme mit eurer Unterstützung und Zusammenarbeit in Möglichkeiten umwandeln werden. Ihr habt mich gebeten, diese Nation aus der gegenwärtigen Wildnis und Malaise ins Gelobte Land zu führen. Und ich werde das tun. Ich werde eine verantwortliche, transparente und innovative Führung anbieten. Ich bin gewillt, alles, was ich besitze, in diese Arbeit zu stecken, denn ich empfinde sie als heilige Pflicht.« Und er schloss mit dem Versprechen: »Kenia wird ein Ort des Glücks sein, für uns alle.«